

Predigttext: Markus 12,28–34, Einheitsübersetzung

gelesen von Dr. Hermann Queckenstedt, Direktor des Diözesanmuseums Osnabrück.

²⁸Ein Schriftgelehrter hatte ihrem Streit zugehört; und da er bemerkt hatte, wie treffend Jesus ihnen antwortete, ging er zu ihm hin und fragte ihn: Welches Gebot ist das erste von allen? ²⁹Jesus antwortete: Das erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. ³⁰Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deinem ganzen Denken und mit deiner ganzen Kraft. ³¹Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden. ³²Da sagte der Schriftgelehrte zu ihm: Sehr gut, Meister! Ganz richtig hast du gesagt: Er allein ist der Herr und es gibt keinen anderen außer ihm ³³und ihn mit ganzem Herzen, ganzem Verstand und ganzer Kraft zu lieben und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, ist weit mehr als alle Brandopfer und anderen Opfer. ³⁴Jesus sah, dass er mit Verständnis geantwortet hatte, und sagte zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und keiner wagte mehr, Jesus eine Frage zu stellen.

Liebe Gemeinde,

vor 378 Jahren wurde hier in Osnabrück an der Großen Domsfreiheit nach 30 furchtbaren Kriegsjahren der Westfälische Friede mit einem Handschlag besiegelt. Heute feiern wir, dass sich der König von Schweden und der Kaiser des damaligen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bzw. deren Gesandten die Hände reichten. Dieser Handschlag besiegelte die Rechtsverbindlichkeit des Friedensvertrages, dem sich dann auch Frankreich anschloss.

„So kanns gehen“, sagen wir heute in Osnabrück und wissen uns dem Frieden und der Gerechtigkeit verpflichtet. „So könnte es gehen“, wenn die Gewaltherrscher in Ost und West endlich begriffen, dass Krieg zu nichts anderem führt als Hass, Tod und Zerstörung. Im dreißigjährigen Krieg galten Konfessionsunterschiede als Auslöser, treibende Kraft und Legitimation für Mord und Totschlag. Der Osnabrücker Handschlag verpflichtet uns bis heute: Niemals mehr darf Religion als Begründung für Gewalt und Krieg missbraucht werden – keine Religion!

In einem alten persischen Buch findet sich folgende Anekdote, die Navid Kermani wiedergibt: „Als Scheich Abu Said, einer der berühmtesten islamischen Mystiker des 11. Jahrhunderts, einmal nach Tus kam, einer Stadt im Nordosten des heutigen Irans, strömten in Erwartung seiner Predigt so viele Gläubige in die Moschee, dass kein Platz mehr blieb. ‚Gott möge mir vergeben‘, rief der Platzanweiser: ‚Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen.‘ Da schloss der Scheich die Versammlung, bevor sie begonnen hatte. ‚Alles, was ich sagen wollte, und sämtliche Propheten gesagt haben, hat der Platzanweiser bereits gesagt‘, gab er zur Erklärung, bevor er sich umwandte und die Stadt verließ: ‚Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen.‘“¹

¹ Navid Kermani, Jeder soll von da, wo er ist, ein Stück näher kommen, München 2022, S. 32f

Damals, beim Osnabrücker Handschlag, war genau das endlich geschehen: Die vormaligen Kriegsparteien haben Schritte aufeinander zu getan und einander die Hände gereicht. Warum ist das bis heute so schwer?

In dem Textabschnitt aus dem Markusevangelium, geht es um nichts Geringeres als die Mitte unseres Glaubens: Ein jüdischer Schriftgelehrter fragt Jesus: „*Worauf kommt es an? Welches ist das höchste Gebot?*“ Es ist die uralte Menschheitsfrage, wie der Mensch seine Beziehung zu Gott gestalten kann.

Jesus antwortet nicht mit einem moralischen Appell, sondern mit dem „Schma Israel“, dem zentralen Bekenntnis Israels: „*Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften.*“ So steht es in 5. Mose 6, 4.5. Dieses Bekenntnis zur Einheit Gottes und die Einladung, Gott zu lieben, ist die Wurzel des Glaubens. Und dieser Glaube verbindet Juden und Christen. Denn Jesus interpretiert das Schma Israel, indem er ihm einen anderen Vers zur Seite stellt, den er aus dem 3. Mose 19 zitiert: „*Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.*“ – Die Liebe zu Gott und die Nächstenliebe gehören für Christinnen und Christen zusammen.

Im Islam gibt es ein ganz ähnliches Bekenntnis, die Schahāda: „*Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Allah, und ich bezeuge, dass Mohammed der Gesandte Allahs ist.*“ Auch sie betont die Einheit und Einzigartigkeit Gottes. Und auch im Islam ist dieses Bekenntnis die Grundlage für ein Leben in Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe. So betont der Prophet Mohammed: „*Keiner von euch glaubt wirklich, bis er für seinen Bruder das wünscht, was er für sich selbst wünscht.*“ – eine Aussage, die an das Doppelgebot der Liebe bzw. an die Goldene Regel erinnert.

Diese Bekenntnisse – das jüdische Schma Israel, seine Interpretation durch Jesus mit dem Doppelgebot der Liebe und das islamische Schahāda – zeigen: Der Glaube an den einen Gott und ethisches Handeln gehören untrennbar zusammen.

Navid Kermani schreibt auf die Frage, warum er Muslim sei: „Sicher, der Islam ist eine klar umrissene Religion mit bestimmten Regeln, Überzeugungen, Lehren und so weiter. Aber zugleich sind die Grundprinzipien des Islams so schlicht, dass du sie, in anderen Worten, mit anderen Regeln, von anderen Propheten, in beinahe jeder anderen Religion und sogar bei den Natur-völkern antreffen kannst. Sie sind sozusagen universal. ... Am Ende ist auch der Unterschied von Bekenntnis und Zeugnis gar nicht so groß, zwischen Christentum und Islam.“²

² Kermani, S. 32

Im Judentum, Christentum und Islam folgt aus der Liebe zu Gott die Liebe zum Nächsten. Zwar nennen wir diesen einen Gott unterschiedlich – „Elohim“³, „Vater im Himmel“ oder „Allah“ – und gestalten unsere religiöse Praxis gemäß unseren unterschiedlichen Traditionen auf jeweils eigene Weise. Doch bei allen Unterschieden verbindet uns die zentrale Einsicht: Dieser eine Gott fordert unsere ganze Liebe – und diese Liebe zu Gott können und sollen wir in der Liebe zum Nächsten verwirklichen. Die Hingabe zu denen, die uns in Beruf und Privatleben anbefohlen sind, die Fürsorge für Arme, Waisen und Fremde sind kein Beiwerk, sondern Konsequenz des Glaubens.

Darum ist es absurd, Kriege mit Konfessions- oder Religionsunterschieden zu begründen. Wenn wir den einen Gott bekennen, der uns zur Liebe ruft, dann können wir nur das tun, was Schweden und Franzosen und Deutsche im Spätsommer und Herbst 1648 getan haben: Wir können einander nur die Hände reichen – trotz aller Unterschiede. Und genau das tun wir in diesem ökumenischen Gottesdienst. Der Glaube an den einen Gott soll uns verbinden, nicht trennen. Wer anderen die Hand ausschlägt und den Frieden verweigert, ist ein Scharlatan, der kann sich nicht auf den einen Gott berufen: Weder auf den der Juden, der Christen oder der Muslime. Aufeinander zuzugehen und einander die Hände zu reichen, ist ein Bekenntnis zum Gott des Friedens und der Liebe. Und diesen Frieden, diese Liebe in die Welt zu tragen, ist der gemeinsame Auftrag aller Religionen. Denn wer in der Liebe bleibt und den Frieden sucht, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Amen.

„Und der Friede Gottes,
der höher ist als unsere Vernunft,
der halte unsern Verstand wach
und unsre Hoffnung groß
und stärke unsre Liebe.“⁴

³ Juden sprechen den Namen Gottes, JHWH, nicht aus, sondern sagen stattdessen Elohim (Gott) oder Adonai (Herr)

⁴ Uwe Seidel, Keinen Tag soll es geben, in: Ruhama, Da berühren sich Himmel und Erde, Düsseldorf 2003, S. 39f in Abwandlung des traditionellen Kanzelsegens aus Philipper 4, 7